

# Über den Denkstil

*Für Dieter Henrich*

Als ich vor vielen Jahren mein Examen in Philosophie machte und meine schriftliche Prüfung über Kants Ethik ablegte, da ging es scheinbar locker zu. Das Thema konnte man selber einreichen, und ungeschriebenes Gesetz war, daß dieses Thema dann auch gestellt wurde. Ich konnte mir also damals den gesamten Text vorher entwerfen, bis auf Punkt und Komma. Mein philosophischer Lehrer, Dieter Henrich, war nicht unzufrieden mit dem Ergebnis, aber er äußerte eine Kritik, die für mich vielleicht die wichtigste eines Lehrers geworden ist. Mein Text, so meinte er damals, sei zu seminarmäßig, es ermangele ihm an einem eigenen Stil.

Ich glaube, ich habe damals etwas säuerlich gelächelt, mit eingefrorenem Gesicht. Kein eigener Stil – das saß und schmerzte. Einen spezifischen Stil habe ich bei meinen philosophischen Lehrern immer gesucht. Dieter Henrich hatte ihn, Michael Theunissen auch und natürlich der alte Gadamer.

## I.

Ich erzähle das, um in das unwegsame Gelände des philosophischen Denkstils hineinzufinden, ohne dabei schulmäßig eine Definition des Begriffes ‚Stil‘ voranzustellen. Und die wichtigste Schneise, die ich mit meiner kurzen autobiographischen Notiz in dieses Gelände schlagen möchte, ist die der Freiheit. Ich möchte behaupten, daß ein philosophischer Stil die Voraussetzung für ein

freies Denken ist, - ein freies Denken im Sinne eines freiheitlichen, eigenwilligen, kreativen Denkens.

Aber: atmet nicht alles doch irgendwie einen Stil? Also auch das schülerhaft Gekleisterte damals während der Examensvorbereitung, als ich sorgsam meine Seminarnotizen zusammenschaukelte, einige Forschungsaufsätze dazuwürzte und das alles in Kants Versuche der *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* einrührte, in denen Kant das Sittengesetz und den kategorischen Imperativ aus einer reinen praktischen Vernunft abzuleiten versuchte, - Versuche, die scheiterten und die Kant dann zu einer abgeschwächten transzendentalen Begründung führten. Das, was ich damals zusammenkramte, hatte keinen eigenen Stil, trug keine eigene Handschrift. Und so mag Henrich gedacht haben: das ist zwar sauberes Handwerk, aber das zeigt noch nicht, dass der Kandidat kreativ philosophisch denken kann. Henrich hatte die Meßlatte sehr hoch gehängt: nur ein *eigener* Stil befähigt zum freiheitlichen Denken, wobei hier die Betonung auf dem Possessivum liegt. Warum das so ist? Nun, die Antwort fällt mir nicht allzu schwer. Der philosophische Stil, so meine ich, ist unter anderem – unter anderen! – die Art und Weise, wie wir uns zu einem philosophischen Thema stellen, wie wir aus dieser Haltung heraus Gedanken entwickeln, sie weiterführen, sie dann mit anderen Gedanken verknüpfen und dergestalt eine philosophische Landschaft entstehen lassen. Eine entscheidende Rolle in diesem Prozeß scheint mir dabei die theoretische Phantasie zu spielen. Sie ist diejenige plastische Kraft, mit der der Philosophierende ein Theorem modelliert, es verformt und es sich dann anverwandelt. Die theoretische Phantasie kommt in jedem Versuch zum Zuge, einen philosophischen Text zu verstehen. Sie ist das aktive und konstruktive Moment des Verstehensaktes selber. Das Verstehen kreist ja im hermeneutischen Zirkel und pendelt dort immer wieder vom Besonderen zum Allgemeinen und dann wieder zurück zum Besonderen, pendelt also zwischen Einzelaussage und großem Sinnhorizont. Die theoretische Phantasie ermöglicht es also, das Einzelne

auf ein Ganzes hin zu entwerfen und das Ganze aus Einzelem zu konstruieren. Es ist ein schwieriger Gegenstand, über den viel zu sagen wäre, denn die theoretische Phantasie ist individuell nicht nur jeweils stärker oder schwächer ausgeprägt, sie nimmt auch jeweils einen anderen Kurs, zumal sie von charakterlichen Dispositionen abhängt, und damit öffnet sich das Thema des Denkstils auf das ausufernde Gelände des Lebensstils. Auf jeden Fall wird die theoretische Phantasie die theoretische Haltung motivieren, mit der man sich einem Thema nähert. Wo die theoretische Phantasie nur schwach ausgebildet ist, werden wir ein Denken antreffen, das sich in Diskurs und Vokabular nur schwer von den kanonischen Vorbildern löst. Analytische Sorgfalt hingegen kann sich in diesem Klima gut entwickeln, ja es scheint, dass eine überschießende theoretische Phantasie eher hinderlich ist, wenn es darum geht, gute Kommentare zu schreiben. Aber auch der Kommentator muß die Fähigkeit haben, den zu kommentierenden Text auf Distanz zu halten, um der bloßen Paraphrase zu entgehen. Philosophieren, das heißt in jedem Fall, modellierend tätig zu werden, mitunter bis hin zu einem philosophischen Künstlertum. Ich kann das auch mit weniger Akzent aufs Ästhetische so sagen: mit unserem eigenen Denkstil erweisen wir uns als die *Autoren* unserer Texte. (Das Wort Text soll hier den geschriebenen wie den gesprochenen Text umfassen.) Die Texte, so könnte man sagen, werden dadurch allererst zu unseren eigenen Texten. Sie sind dann keine Reproduktionen mehr. Woraus zu folgern wäre, ein bloß reproduzierter Text hat keinen Autor.

Nein, so könnte man einwenden, der bloß reproduzierende Schreiber oder Sprecher ist doch trotz alledem der Autor seiner Texte. Gewiß, das ist er, aber er ist es in einem Sinne, wie ein Kunsthandwerker eine Kopie eines berühmten Skulptur wie z.B. Michelangelos David anfertigt. Durch ihn hindurch greift eine andere Autorschaft, die er nicht als eigene Leistung reklamieren darf. Auf die

Philosophie bezogen hieße das: der Philosoph, der keinen eigenen Stil entwickelt, kann letztendlich keine Autorschaft für seine Ideen beanspruchen.

## II.

Soweit, so gut. Nun aber wäre zu fragen: auf wen trifft denn das Qualitätskriterium eigentlich zu, er habe einen eigenen Stil? Daß es ein Qualitätskriterium ist, bedarf nach dem Gesagten kaum noch eine Erläuterung, denn schließlich habe ich ja gerade die steile These aufgestellt, ein Philosoph sei erst dann ein Philosoph, wenn er einen eigenen Stil entwickelt habe, der ihn dazu befähige, eigene Gedanken zu äußern. Und mit dieser Frage stehen wir vor einem Thema, das uns philosophische Praktiker schon wiederholt beschäftigt hat: sind wir berechtigt, uns Philosophen zu nennen?

Ich denke, daß nur sehr wenige Denker wirklich einen eigenen Stil entwickelt haben. Vielleicht können wir da im 20. Jahrhundert deutschsprachig nicht mehr als zehn Denker nennen. Ich persönlich würde Martin Heidegger nennen, Ludwig Wittgenstein natürlich, Edmund Husserl, Theodor Adorno, Hans-Georg Gadamer, Dieter Henrich und einige wenige andere. Und beim Blick auf alle diese Namen wird mir klar, daß jedesmal, wenn ein Denker einen philosophischen Stil entwickelt hat, daß jedesmal dann etwas Neues gesagt werden kann in der Philosophie. Das war – um ganz berühmte Beispiele zu nennen – das war der Fall, als Platon schrieb. Er begründete einen dialogischen Schreibstil, in dem sich ja die Dialogizität des Sokrates auf subtile Weise reflektierte. Auf subtile Weise, nicht auf direkte Weise, aber das wäre ein anderes Thema. Oder Neues konnte gesagt werden durch den Schreibstil des Aristoteles, der die lange philosophische Abhandlung erfunden hatte, die systematische Aufschichtung eines Problems. Oder Neues ereignete sich durch Kants Kritizismus, durch Hegels Denkstil in sich

kreisender und rekursiv sich stützender und begründender Denkschleifen, - eine ganz neue Weise philosophischer Argumentationsstrategie hatte Hegel entfaltet und damit der Systemtheorie des 20. Jahrhunderts eines Niklas Luhmann etwa die Wurzeln bereitet. Alle diese Denker mit eigenem Denkstil ermöglichten eine innovative Weise des Sagens. Dann und nur dann tritt im philosophischen Diskurs etwas Neues ein.

Zwischen den Zeilen, das sei nur ganz kurz angemerkt, findet sich hier eine Bestimmung dessen, was Philosophie bedeutet: Philosophie bedeutet die Anstrengung, immer wieder nach einer neuen Weise des Sagens zu suchen. Vielleicht graben Philosophen ja auch deswegen beständig in den alten Texten herum, - was Außenstehenden manchmal wie der Verzicht auf Modernität und auf Eigenheit vorzukommen scheint, wobei es doch, bei Lichte betrachtet, das genaue Gegenteil bedeutet. Aber auch das wäre ein Seitenweg, der mich von meinem eigentlichen Thema forttragen würde, wir können ihn später gerne gemeinsam begehen.

Meine Gedanken zum philosophischen Denkstil haben mich bislang zu zwei Ideen gebracht: zur Idee der *Autorschaft* eines philosophischen Textes und zur Idee *philosophischer Kreativität*. Durchströmt sind beide Konzeptionen vom steilen Anspruch, nur ein eigener Stil erlaube ein eigenständiges und damit freiheitliches Denken. Damit ist die Meßlatte sehr hoch gehängt. Zu hoch für uns philosophische Praktiker? Auf den ersten Blick scheint es so. Aber vielleicht stellt sich das Problem des Denkstils ja noch ein wenig anders, wenn man es auf unser Projekt eines praktischen Philosophierens akzentuiert.

### III.

Wir philosophische Praktiker sind mit einem Problem konfrontiert, mit dem sich der Universitätsprofessor nicht so herumschlagen muß und wahrscheinlich auch nicht der Gymnasiallehrer. Der Professor kann sich sagen: „Ich gehe davon aus, dass die Studenten ihre Motivation und ihren Eifer mitbringen, schließlich haben sie das Fach gewählt. Und ich kann erwarten, dass die Studenten auch einmal mit einer Durststrecke fertig werden. Wer das nicht kann, nun, der ist hier an der Akademie fehl am Platze.“

Wir hingegen können nicht so denken. Wir müssen, meine ich, in jeder Situation das Interesse an der Philosophie immer wieder neu einwerben. Und das kann auf vielerlei Weise geschehen. Eine dieser Weisen, denke ich, sind wir selbst in unserer Person. Ich glaube, dass die Teilnehmer unserer Veranstaltungen aus Gründen zu uns kommen, die wir uns in recht hohem Maße selbst zuschreiben dürfen. Natürlich sind auch die Themen nicht unwichtig. Ich selber bemerke beträchtliche Schwankungen, die auf das Konto des jeweiligen Themas gehen. Aber dennoch. Die Menschen suchen in der praktischen Philosophie den Anker in der Person des philosophischen Praktikers. Manche suchen auch eine Identifikationsfigur, andere wieder wollen einen fortführenden Briefwechsel. Es gibt die, die im philosophischen Praktiker den Psychagogen, den Seelenführer suchen, andere sogar eine Projektionsfläche platonischer Erotik, - ich könnte mittlerweile ein kleines Büchlein skurriler Briefe zusammenstellen, die ich in den letzten Jahren bekommen habe. So vielfältig die Sehnsüchte sind, die hier Regie führen, allen geht es, glaube ich, um Eines: Sie erwarten, dass sie – schweigend oder aktiv an der Diskussion sich beteiligend – teilnehmen und teilhaben an einem Ereignis verdichteten Sinns.

Nun sind wir Philosophen und keine Gurus. Wir können programmatisch keinen Sinn in Aussicht stellen. Wir können nur darauf hoffen, dass sich solches ereignet. Und wir können dem Ereignis den Weg zu den Teilnehmern etwas kürzer machen, indem wir mit unserer Person dafür einstehen. Wie wir das tun,

ist eine Frage des Stils. Des Denkstils, mit dem wir unseren Zugang zur Philosophie suchen und auch demonstrieren.

Die Sehnsucht nach Sinn ist eine Haupttriebfeder unseres Klientels. Und Sehnsucht nach Sinn ist implizit Sehnsucht nach Identität. Nach einer Identität jenseits der abgedroschenen Rede, die die akustischen Räume dominiert im Zeitalter massenmedialer Sprachrauschens. Der eigene Stil ist der Schlüssel für das praktische Philosophieren. Der eigene Stil ist auch essentiell für das akademische Philosophieren, aber dort ist er nicht überlebenswichtig. Bei uns aber ist er es.

Wir sollten diesen Umstand noch ein wenig näher bedenken. Ich sagte gerade, die Sehnsucht nach Sinn sei eine Haupttriebfeder unseres Klientels. Ich glaube, dass es noch eine andere Haupttriebfeder gibt, eng damit verbunden. Es ist der Wille, sich zu entwickeln, in Diskussionen besser eingreifen zu können, sich artikulieren zu lernen. Und mit dem Gedanken der Artikulations-Kompetenz bin ich wieder beim Stil, und zwar in der vorhin aufgestellten steilen Variante, als ich sagte, wirkliches Philosophieren bestehe darin, nach neuen Weisen des Sagens zu suchen. Der Fortschritt in der Philosophie, so lautet ja das Argument in seiner vollen Länge ausgezogen, der Fortschritt in der Philosophie bestehe darin, zu neuen Horizonten der Artikulation zu gelangen. Und ebendas deckt sich mit der persönlichen Motivation vieler derer, die zu uns finden: sie wollen sich besser artikulieren können, weil sie ahnen, dass ihnen dann mehr Lebenssouveränität zuwächst. Artikulationsfähigkeit aber bündelt mehrere Kompetenzen: erstens die Kompetenz, Wesentliches von Unwesentlichem unterschieden zu können. Sodann die Kompetenz, sich selbst Einreden machen zu können, um neues Terrain zu entdecken. Und schließlich die Kompetenz, ein Argument stärker zu machen, als es ist, um an seine Grenzen zu gelangen, damit man erkennt, wo man die Gleise verlassen muß, auf denen man gerade sich bewegt. Perspektivenwechsel vorzunehmen also, und das hin bis zu einer theoretischen Position, die Richard

Rorty die philosophische Ironie genannt hat. Das alles und gewiß noch mehr gehört zur Artikulationsfähigkeit.

Was bedeutet das alles für das Problem des Denkstils eines philosophischen Praktikers? Wohl dies, dass der philosophische Praktiker dann seine Trümpfe voll ausspielt, wenn er sich um einen dialogischen Denkstil bemüht. An den Praktiker würde man also folgende Forderungen stellen dürfen: Denke in allem, was du schreibst oder sagst, an den Adressaten. Ja, denke sogar in deinem Denken an ihn. Sehe deine größte Herausforderung darin, den philosophischen Jargon zu vermeiden und philosophische Gedanken in nichttheoretischem Vokabular zu denken. Mache dem Adressaten den Einstieg für dessen Denken leicht. Bringe deine eigenen Gedanken dorthin, wo du dir selber unsicher wirst. Signalisiere diese Unsicherheit, um ein dialogisches Klima zu schaffen. Versuche, jedes Gespräch so zu führen, dass du nachher mehr siehst als vorher, und mache das zum generellen Kriterium dafür, ob ein Gespräch gelungen ist oder nicht. Vermeide alle abschließenden Positionen und Vokabulare. Spiele mit dir selbst, kultiviere den Humor.

#### IV.

Es kann keine Vorgaben für den eigenen Stil geben. Deshalb ist er ja so eigen. Jeder muß seinen Weg finden. Und jeder muß den Weg finden, der ihm in seiner Persönlichkeit wirklich entspricht.

Ich habe meinen Weg immer über die weiche poetische Rede gesucht. Er entspricht meinem philosophischen Entwicklungsweg. Ich habe immer eine gewisse Reserve gegenüber der Artikulationskraft des philosophischen Begriffs gespürt. Mit dieser Skepsis habe ich eine Dissertation über Hegel geschrieben. Hegel, der wie kein anderer der Artikulationskraft des philosophischen Begriffs



vertraut hat, so sehr, dass Hegel der Meinung war, die Begriffe entwickelten sich kraft eigener Dynamik, welche sie einem ihnen innewohnenden Bewusstsein verdankten. Nicht das Subjekt operiere mit Begriffen, sondern die Begriffe haben ein Eigenleben, und die Philosophie war für Hegel die Bühne, auf der sich dieses Eigenleben vollzieht, ein Prozeß dies, in dessen Verlauf das Subjekt sich allererst findet, entwickelt, über sich hinauswächst zu jenem Sinnhorizont, auf den sich jedes bewußte Leben hin entwirft. Hegel hatte den Begriff des Subjektes preisgegeben zugunsten der Konzeption eines absoluten Geistes, der das Subjekt in sich enthält als einen defizienten Modus seiner selbst. Ich konnte das damals nicht mitvollziehen, diese Preisgabe des Subjektiven, wiewohl ich Hegel für diese kühne Sicht bewunderte, und so konfrontierte ich Hegels Begriffsdialektik mit der poetischen Sprache Paul Celans. Ich saß also zwischen zwei Stühlen, zwischen dem philosophischen und dem poetischen, und ich spürte, dass dort mein eigener existentieller Ort ist. In all den Jahren habe ich die Spannung zwischen einer punktuellen, einsamen Subjektivität und einer Integration dieser Subjektivität in einen übergreifenden Zusammenhang als sehr produktiv empfunden, und noch heute kann ich sie nicht auflösen. Und immer kam mir die philosophische Neigung, Gegensätze und Widersprüche zu glätten und nach einer universalen Semantik der Welt zu streben, wie eine Berufskrankheit vor, wie eine *déformation professionnelle*. Und gleichwohl fasziniert sie mich. Wie sollte ich mich in dieser Spannung bewegen? Wie sollte ich in dieser Spannung schreiben? Es müsste ein Schreiben sein, das philosophisch in der Gedankenführung bleibt, dabei aber ganz bewusst die philosophische Begrifflichkeit metaphorisch unterläuft.

Und heute ist das, glaube ich, mein Stil geworden. Er hat eine Vorgeschichte, die kurz zu referieren versucht habe. Und wenn ich nun nach einem Schlusswort grabe, dann finde ich es im weiteren Umfeld dessen, was der ‚Stil‘ heißt. Der Stil ist ja nicht nur ein Schreibstil. Der Stil ist ein Lebensstil. Daß dabei nicht an das

Outfit zu denken ist, dürfte nun klar sein. Es ist der Stil, wie wir unser Leben philosophisch führen. Wonach wir uns sehnen, was wir erhoffen, was in uns lebt und pulsiert, wenn wir philosophieren. Uns all das ist bei jedem von uns anders. Und so wird es eine Vielzahl der Stile geben, ganz so, wie es eine Vielzahl der Perspektiven gibt, die wir auf das Wahre werfen.